



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bartels, Adolf: Die Ziele der gegenwärtigen Litteraturbewegung in  
Deutschland

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Ziele der gegenwärtigen Litteraturbewegung in Deutschland

Von Adolf Bartels



on den Zielen einer Litteraturbewegung zu reden wird manchem thöricht erscheinen. Erfüllt jede Litteratur die Aufgabe, das Wesen der Zeit und des Volks, dem sie angehört, wiederzuspiegeln, so kann sie nicht gut ein Ziel haben; sie wird stets vom Volks- und Zeitgeiste abhängig sein, und ihre Bewegung wird dem Laufe der geschichtlichen Entwicklung entsprechen, dem man ja auch kein bestimmtes Ziel setzen kann. Wie die Geschichte, so ist auch die Litteratur eines Volkes gewissermaßen ein organisches Gebilde, und wie man dem Baume nicht zumutet, an dieser oder jener Stelle Zweige, Blätter, Blüten, Früchte anzusetzen, sich nach einer bestimmten Richtung oder zu bestimmter Höhe zu entwickeln, so kann man von der Litteratur nicht zu beliebiger Zeit Genies und Talente, die Pflege bestimmter Gattungen, die Verfolgung gewisser Ideen fordern. Aber der Baum treibt jedes Jahr, und an Talenten fehlt es nie. Neben den schöpferischen Geistern der Litteratur treten jedoch auch kritisch angelegte hervor, ja neben der Kraft ruht im Künstler selber die Erkenntnis, und so birgt die Litteratur, wie alles Menschliche, die Reflexion in sich, die sie antreibt, sich Rechenschaft über sich selbst zu geben. Damit tauchen denn auch natürlich bald „Tendenzen“ und Ziele auf, die allerdings immer nur für die Teilstrecken der Gesamtbewegung gelten, die die Litteraturgeschichte später Perioden nennt.

Die Perioden der deutschen Litteratur haben, seitdem diese selbständig geworden ist — das geschah bekanntlich mit Klopstocks Auftreten, nach 1740 —, stets mit einer Art von Sturm und Drang eingesetzt. Aller dreißig Jahre etwa, also den Menschenaltern entsprechend, hatten wir eine Sturm- und Drangbewegung: um 1770 die vorzugsweise so genannte, um 1800 die Romantik, um 1830 das junge Deutschland. Auch im Jahre 1860 war etwas wie Sturm und Drang da, in dem Münchner Dichterkreise nämlich, freilich ein recht zahmer, der sich hauptsächlich in Sammetröcken, langen Haaren und einem den Malerkreisen nachgeahmten burschikosen Ton und Kneipenwesen be-

thätigte. Jede neue Periode brachte dann, wie es sich von selbst versteht, die Reaktion auf die vorhergehende. Die Stürmer und Dränger von 1770 wollten über Klopstock, vor allem aber über Wieland und Lessing hinaus, in deren Dichtung antike und französische Elemente immer noch stark vertreten waren, mit einem Wort, über die Gesellschaftspoeseie des achtzehnten Jahrhunderts, die Romantik über die aus dem Sturm und Drang erwachsene, aber teilweise den alten Idealen untreu gewordne klassische Dichtung, das junge Deutschland wieder über die entartete und verweichlichte Romantik, die Münchner und was mit ihnen zusammenhängt, über die halb und halb publizistischen Tendenzen der Jungdeutschen. Man hat, wie mir scheinen will, dem Zustande der deutschen Litteratur um 1860 bisher noch viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet; er bezeichnete unbedingt eine Höhe der Entwicklung. Noch lebten die beiden großen Vertreter des realistischen Charakterdramas der Deutschen, Hebbel und Otto Ludwig, aber sie standen, wie die Genies fast immer, völlig einsam; es hatten sich ferner aus jungdeutschen Anfängen manche hervorragende Talente zu bedeutendem Schaffen erhoben, so Gutzkow und Freytag, aber an der Spitze der litterarischen Bewegung befanden sich nicht mehr diese, sondern die Münchner, die nicht Publizisten, sondern Künstler sein wollten und etwas wie ein dichterisches Standesbewußtsein schufen, das sich, wie gesagt, auch äußerlich zeigte. Neue Bahnen schlugen sie, die glücklichen Erben der klassischen Dichtung und formgewandten Eklektiker, freilich nicht ein, aber sie brachten die poetische Kultur Deutschlands auf ihre Höhe und — wurden natürlich konventionell. So kamen auch die Spezialitäten auf; Scheffel, der mit den Münchnern sehr eng zusammenhängt, Heyse, Storm, selbst Keller und Raabe sind Spezialisten. Und endlich pflegte man in Deutschland nur noch drei Spezialitäten: den archäologischen Roman, die episch-lyrische Dichtung à la Trompeter von Säckingen und die sogenannte Bügenscheibenlyrik. Die Mehrzahl der deutschen Dichter gab vor, vielleicht in einem gewissen Zusammenhange mit jenem dichterischen Standesbewußtsein der Münchner, Spielmann und Vagant zu sein. Da kam, zum Teil durch starke ausländische Einflüsse, die neue Reaktion; das jüngste Deutschland, die „Moderne“ trat auf, und um das Jahr 1890 errang sie ihre ersten Erfolge.

Heute kann kein Zweifel mehr sein, daß, wie immer, die Jungen auf der ganzen Linie gesiegt haben(?); ebenso wenig aber, daß die Litteratur der Alten damit keineswegs tot ist, wie es sich die Jungen einreden. Jedes neuauftauchende bedeutendere Talent pflegt anzunehmen, daß mit ihm eine neue Zeit beginne, und auf der andern Seite sieht das über den Höhepunkt seiner Entwicklung hinaus gelangte in dem Neuen nur das Hereinbrechen einer neuen Barbarei. Das ist immer so gewesen und wird immer so sein. Da der Konventionalismus diesmal sehr groß geworden war, so zeigte sich auch der Sturm und Drang, der ihn ablöste, ziemlich gewaltthätiger Natur, die Jungen be-

nahmen sich namentlich zu Anfang höchst ungeberdig und wollten selbst Goethe zu den Toten werfen. Inzwischen dürften sie sich alle besonnen haben. Die Alten ihrerseits sahen vielfach nur das Abstoßende der Bewegung, das wilde Geberden des Mostes und die nicht zu verkennenden krankhaften Züge, sowie die Ausländerei und schimpften auf die Revolutionäre im Schulmeister-ton, der bekanntlich von leidlich erwachsenen Leuten am schwersten ertragen wird. Anfänglich hatten die Alten noch das Gros des Publikums für sich, gegenwärtig aber ist ein Zwischenzustand eingetreten: im Vordergrunde des Interesses der die Litteraturmode mitmachenden Menge stehen jetzt eine Reihe Übergangstalente — *nomina sunt odiosa* —, die ihr Gebräu schließlich aus Altem und Neuem bereiten. Dabei gewinnen aber die großen Dichter der verflossenen Periode, vor allem Keller, Storm und Raabe, ja selbst frühere wie Hebbel und Ludwig, ständig an Boden, während sich auch für die echten Talente unter den Neuen nach und nach künstlerisches Verständnis findet. Dieser Zwischenzustand pflegt einzutreten, sobald der Strom der litterarischen Bewegung ruhiger geworden ist und die Erkenntnis ihrer „Tendenzen“ zuläßt.

Im Grunde sind die Tendenzen aller litterarischen Bewegungen dieselben, ja es giebt eigentlich nur eine Tendenz, wenn auch bald diese, bald jene Seite davon deutlicher hervortritt. Man strebt, um zunächst das gewöhnlichste Schlagwort zu nennen, vom Konventionellen zur Natur und Wahrheit (die intellektuelle Seite), vom Unsittlichen oder doch von der veralteten Moral zur wahren Sittlichkeit (die ethische Seite), endlich von der niedern zur höhern dichterischen Form (die ästhetische Seite). Auch die angewandten Mittel sind meist dieselben: der intellektuellen Tendenz dient die Erweiterung des Stoffgebiets, die Aufnahme neuer Errungenschaften der Wissenschaft; der ethischen die unmittelbare Einführung von Einzeltendenzen, das Konstruiren oder doch bewußte Herausarbeiten von Problemen neben einem bestimmten allgemeinen Wahrheitsdrange; der ästhetischen endlich die Versuche, eine neue Technik und neue lebensumfassende Formen zu gewinnen. Selbst bei der harmlosesten aller Sturm- und Drangperioden, der Münchner, sind alle drei Tendenzen nachzuweisen, nur daß die Einzeltendenzen, in denen das junge Deutschland seine starke Seite gesucht hatte, verworfen wurden, während man andrerseits eifrig nach neuen Stoffen aus dem bunten Volksleben, nach Novellenproblemen, nach Bereicherung der (äußern) Form strebte. Das tief aufwühlende revolutionäre Element fehlte jedoch. Um so stärker ist das bei der gegenwärtigen litterarischen Bewegung vertreten.

Der Konventionalismus der siebziger und der beginnenden achtziger Jahre hatte sich, in dem Bewußtsein seiner poetischen Schwäche, in den Begriffen Sittlichkeit, Erhebung und Versöhnung außerordentlich starke Schutzwerke errichtet, sodaß das revolutionäre Wesen der neuesten Dichtung wohl zu verstehen und zu entschuldigen ist. Wenn man nun freilich als das Ziel der

Bewegung die Rückkehr zur „Natur“ bezeichnete, so wollte das nicht gerade viel sagen. Es ist schon öfter ausgeführt worden, daß Natur doch ein viel zu allgemeiner, unklarer, schwankender Begriff sei, als daß man das Wort auf die Fahne einer litterarischen Partei schreiben könnte. Wer will in Zuständen, die das Produkt einer tausendjährigen Kulturentwicklung sind, noch das Natürliche entdecken? Höchstens kann man an die moderne großstädtische Kultur Maßstäbe anlegen, die einfachern Verhältnissen (wenn nicht von den Wilden Rousseaus) entnommen oder aus geschichtlichen Studien abgeleitet sind, und da vergleicht man doch immer Kultur mit Kultur. Unsrer Jüngsten haben einen etwas andern und bequemern Weg eingeschlagen, sie hielten nach dem Vorgange Zolas unter dem Einfluß materialistischer Theorien das Natürliche für eins mit dem Tierischen im Menschen und suchten vor allem die Wirkung der Triebe darzustellen, alles Menschenwerk auf diese zurückzuführen. Es ist nun nicht zu leugnen, daß die frühere Kunst das Menschentier im ganzen verleugnet hatte, daß Caliban für ihre Welt eigentlich kaum vorhanden war; selbst feinere Psychologen behandelten ihre Helden oft als die reine Vernunft, und so war die realistische, die naturalistische Reaktion zunächst sicherlich berechtigt. Das Stoffgebiet der Dichtung wurde also nach dieser Richtung erweitert. Aber nun warf man sich ausschließlich auf das neueroberte Gebiet, und so entstand in der That, und zwar unter dem Vorgeben, man biete wissenschaftliche Darstellungen, *documents humains*, etwas wie eine *litterature de boue et de sang*, die allen maßvollen, Reinheit und Keinlichkeit liebenden Naturen Schrecken einflößen mußte. Wirkung durch den Stoff, je brutaler, desto besser schien der leitende Grundsatz geworden zu sein, und was das schlimmste war, neben den ehrlichen Leuten und verhältnismäßig gesunden Naturen traten auch verlotterte Gefellen auf, die weiter nichts erstrebten, als ein bestimmtes Publikum aufzuregen, und sich dabei noch mit ihrer Frechheit brüsteten. *Décadence*, *Fin de siècle*! Nach und nach gewannen aber die künstlerischen Tendenzen die Oberhand, und heute, kann man sagen, haben wir Dichter und Schriftsteller, die peinliche Stoffe, wie sie das moderne Leben leider genug bietet, auch in vornehmer Weise darstellen können. Ein erstrebenswertes Ziel wird es nun sein, über die einseitige Bevorzugung der großstädtischen und Fäulnismaterialien hinauszukommen, neben der *bête humaine* auch wieder einmal den *homo sapiens* ins Auge zu fassen, der doch einiges geleistet hat auf dieser schönen Erde und es unter Umständen zu einem leidlich anständigen Wesen bringt. Und neben der Gegenwart soll auch der Vergangenheit ihr Recht gewahrt werden. Mögen das historische Drama, der historische Roman (und fügen wir gleich hinzu: die Dorfgeschichte, das lyrische Gedicht) tausendmal für tot erklärt werden, an und für sich sind sie es natürlich nicht, es gilt nur, sie mit dem Geiste unsrer Zeit zu erfüllen. Namentlich die Tragödie des alten „großen“ Stils wird man auf die Dauer gar nicht

entbehren können, da doch die engen Verhältnisse des sozialen Stückes gründliche Ausschöpfung großer Probleme, die freie Bewegung gewaltiger Charaktere, die immer und ewig da sein werden, nicht gestatten. Schon die Lehre von der Vererbung fordert das historische Stück. Daß man den Geist der Zeit auch in diesem, ohne ästhetisch zu fehlen, hinreichend zeigen kann, beweist Shakespeare, beweist sogar, und für unsern Fall vielleicht noch besser, die klassische Tragödie der Franzosen. Hat diese ihre zeitliche und nationale Aufgabe trotz ihrer meist antiken Stoffe etwa nicht erfüllt? Man kann billig bezweifeln, daß unsre neuesten sozialen Dramen in zweihundert Jahren noch so lesbar sein werden, wie heute die Tragödien Racines.

Auch auf ethischem Gebiete hat sich die moderne Dichtung revolutionär genug geberdet: es ist geradezu behauptet worden, daß unsre gesamte Sittenlehre veraltet, unsre praktische Moral von Grund aus verderbt sei. Es hat keinen Zweck, hier von den Fragezeichen Ibsens, den Lehren Nietzsche und Tolstois ausführlicher zu reden, noch weniger, sich mit dem Sozialismus und andern warmempfohlenen Heilmitteln für die entartete Menschheit zu befassen. Sicherlich hat die moderne Dichtung recht gethan, den Fragen, die die Zeit bewegen, kühn ins Antlitz zu blicken, anstatt sich, wie man es noch vor kurzem liebte, ins alte Ägypten oder auf einen stillen Waldfleck oder gar in die Schänke zur minnigen Maid zu flüchten; ich glaube auch behaupten zu können, daß es sehr vielen unsrer jungen Schriftsteller mit der Aufdeckung und womöglich Ausrottung der sozialen Übel bitterer Ernst gewesen ist. Aber die Lösung der Rätsel der modernen Sphinx wird den Dichtern schwerlich gelingen, ihre Tendenzwerke werden spurlos vergehen wie die des jungen Deutschlands, ihre Romane und Dramen mit ihren gemachten Problemen — sie sind sehr zahlreich — werden verlacht werden. Und die neue Sittlichkeit? Vielleicht behält der Dichter von Anno 1844 Recht, der da sagt: „Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld giebt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußern Haken, an dem sie bis jetzt zum Teil befestigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen.“ Und weiter: „Wir sollen im Ästhetischen wie im Sittlichen nach meiner Überzeugung nicht das elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen.“ Jedenfalls ist man — um wieder auf unser eigentliches Thema zurückzukommen — bei der neuesten Litteraturentwicklung vielfach gewahr geworden, daß die Kunst doch ein ernstes Ding, kein Spiel zu Zwecken der Unterhaltung oder der sogenannten Erhebung (zu halb sinnlichem Dusek nämlich), wenn auch durchaus „freie“ Thätigkeit ist. Wenn diese Anschauung nun die herrschende würde, jeder Dichter in Zukunft den notwendigen Kunsternst, das Publikum ein bißchen Ahnung von der Be-

schaffenheit des Dichters und dem Wesen der Poesie als einer über jeden Utilitarismus erhabnen Sache hätte, so wäre hier ein schönes Ziel erreicht.

Am wenigsten hat sich die moderne Dichtung bisher um die rein ästhetische Seite der Kunst verdient gemacht. Sie hat zwar versucht, eine neue Technik zu schaffen, aber es kommt mir so vor, als ob diese ein Rückschritt wäre. Neue Formen hat sie jedenfalls nicht zustande gebracht, nur die alten vielfach aufgelöst. Auch hier war ihr Grundsatz: „Zur Wahrheit, zur Natur!“, und so verfiel sie auf die Theorie der getreuen Kopirung der Wirklichkeit. Bekanntlich sagt aber schon der alte Dürer: „Wer die Kunst aus der Natur herauszureißen versteht, der hat sie,“ und das Herausreißen will doch wohl etwas mehr besagen als kopiren. Auch ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt, selbst von den Extremen, daß photographische Treue bei künstlerischer Thätigkeit nicht zu erreichen ist, daß der Dichter die Dinge durch sein Temperament sieht, und der Zuhörer oder Leser gleichfalls, daß also selbstverständlich alle Kunst auf Erregung von Illusion beruht und ewig beruhen wird, es daher auf etwas mehr oder weniger Illusion gar nicht ankommt. Ob die Leute z. B. in abgebrochenen oder vollständigen Sätzen reden, ist für das Drama ziemlich gleichgültig; ist es doch sogar, wenn man Wagner glauben dürfte, gleichgültig, ob im Drama geredet oder gesungen wird. Auch der genauen Schilderung des „Milieu“ kann ich nicht die Bedeutung einräumen, die man ihm gewöhnlich zuschreibt, ganz abgesehen von ihrer schon hervorgehobnen Unmöglichkeit. Die meisten Romanschriftsteller, Zola an der Spitze, berücksichtigen in ihrem Streben nach Genauigkeit nur das Nebeneinander der Menschen und Dinge, finden dagegen das eigentliche Wesen, den Geist beider, das, was sie in ihrem Kreise bedeuten und dieser Kreis wieder im Weltganzen, nicht heraus. Die frühern großen Dichter haben auch das Milieu gegeben — ich erinnere nur an Don Quixote, an Werther und Wilhelm Meister; sie haben aber nie vergessen, daß jede bedeutendere Natur den „stumpfen Widerstand der Welt“ zu überwinden strebt und bis zu einem hohen Grade auch stets überwindet. Für das Genie ist die ganze Welt Milieu. Will man ferner das Milieu in ganzer Breite bringen, so ist man auf die Form des Romans allein angewiesen, und dieser ist sicherlich die Form der Dichtung, die am wenigsten künstlerisch-krySTALLINISCHE Gebilde von dauerndem Wert zu schaffen gestattet. Höchstens kann man als extremer Naturalist noch im Lese-drama etwas leisten, einem Dinge, das seinen eigentlichen Zweck verfehlt. Alle andern Gattungen müssen fallen, vor allem die Lyrik, die ihren ursprünglich interjektionalen Charakter nie wird verleugnen können, deren Tod die Breite ist, und die jedem echten Dichter nach wie vor unentbehrlich sein wird, da er sich nur in ihr allseitig ausgeben kann. Das kurze Prosa-stimmungsbild, das die Lyrik in unsern Tagen vielfach ersetzen muß, teilt alle künstlerischen Unzulänglichkeiten der Romanform. So wird denn der neuen Richtung schwerlich etwas andres übrig bleiben, als sich mit den alten Formen

zu behelfen, was ja freilich nicht ausschließt, daß sich diese doch nach und nach bestimmten Richtungen umbilden. Dazu gehören aber, wie uns die Litteraturgeschichte lehrt, Jahrzehnte, selbst Jahrhunderte. Den technischen Bestrebungen im einzelnen kann man wohl den Wert zuschreiben, daß sie auch in Zukunft dem Konventionalismus entgegenarbeiten werden. Daß unsere Sprache, in malerischer Beziehung, gewonnen hat, daß sie dank den Bemühungen der neuen Schule jetzt ein Instrument ist, das zur Wiedergabe der feinsten Natur- und Stimmungsbilder, des Lokalkolorits im verwegesten Sinne des Wortes besser geeignet ist als früher, wird sich schwerlich bestreiten lassen. Ähnliche Fortschritte wurden aber auch früher gemacht, ohne viel Aufhebens davon zu machen, es fehlt auch auf diesem Gebiete nicht an Ausschreitungen, die niemand loben kann, und die Fortschritte sind zum Teil erkauft durch höchst bedenkliche Rückschritte in der grammatischen Sicherheit und der Reinheit des Stils. Im übrigen hat die Tendenz auf rein ästhetischem Gebiete am allerwenigsten zu bedeuten; das Genie, das Talent machens, und der Rest ist — Nachahmung.

Außer den bis jetzt behandelten Tendenzen der modernen Litteratur hat man noch eine zu betrachten, die sie gewissermaßen zusammenfaßt und in eine bestimmte Beleuchtung rückt: die nationale. Es ist in den letzten Jahren unendlich viel darüber geredet und geschrieben worden, daß uns im Grunde noch die nationale Dichtung fehle, und manche Leute sind nur deshalb Feinde des jüngsten Deutschlands, weil sie es so lange auf den Bahnen der Ausländer gesehen haben. Ich muß nun gestehen, daß ich eine Möglichkeit, der Dichtung nationale Ziele vorzuschreiben, schlechterdings nicht sehe, so fest ich auch von der Notwendigkeit nationaler Individualisierungen der Menschheit überzeugt bin, und so gern ich eine nationaldeutsche Mischung von Eigenschaften anerkenne. Das bewußte Streben nach „deutscher“ Poesie ist auch überflüssig, ja im Hinblick auf eine bestimmte vaterländische Dichtung unsrer Tage sogar schädlich. Man kann wohl bestimmte Schulreformen ins Auge fassen, man kann die Jugend in echt deutschem Geiste erziehen, aber man kann auf das dichterische Schaffen seiner Zeit auch nicht den geringsten unmittelbaren Einfluß gewinnen, und darum handelt sichs hier. Jede Art von Dichtung, die wir bisher gehabt haben, war national, die Gelehrtenpoesie zu Opitzens Zeit so gut wie Goethes antikisierende, Schillers „Sungfrau“ so gut wie Hebbels „Judith“; selbst Heine ist doch etwas mehr als ein in deutscher Sprache dichtender Jude, eben weil er ein Dichter war. Natürlich wird sich auch der Dichter von einer stärker werdenden nationalen Strömung beeinflussen lassen, aber es wird ihn andrerseits auch nichts hindern, die Welt einmal mit den Augen des Franzosen oder des Engländer zu anzusehen — der Dramatiker z. B. hat das oft geradezu nötig — und die aus fremden Ländern kommenden geistigen Einflüsse auf sich wirken zu lassen. In der Gesamtheit seines Wesens

wird er dabei doch stets deutsch bleiben, auch sein Kosmopolitismus wird eine deutsche Färbung tragen, und so kann man sich wohl in dieser Hinsicht beruhigen. So lange das deutsche Volk eigne Lebenskraft hat, wird es auch deutsche Dichter haben.

Im großen und ganzen braucht man, meiner bescheiden Meinung nach, mit der jüngsten Entwicklung der deutschen Litteratur und mit ihrem gegenwärtigen Stande nicht unzufrieden zu sein. Daß sie eine aufsteigende ist, unterliegt schon aus rein logischen Gründen keinem Zweifel; wenn man unten im Keller angelangt ist — und das war man, bildlich und wörtlich —, so muß man natürlich wieder empor. Ob wir freilich so bald wieder ein wirkliches Genie — auf einen Goethe müssen wir wohl von vornherein verzichten — erhalten werden, möchte ich nicht ohne weiteres behaupten, und daß alles, was uns die Entwicklung bringen wird, gerade gut sein werde, dürfte auch der Kühnste nicht behaupten. Leben, Bewegung, Mut, auch wirklich künstlerisches Streben ist aber sichtlich wieder da, und die bessern Talente haben auch schon begriffen, daß es mit der Darstellung der Wirklichkeit, der Illustrirung von Einzelfällen nicht gethan ist, daß wir wieder zum Typischen empor müssen, daß uns der oft bespöttelte „große Stil,“ der auch im kleinsten zu Tage treten kann, nicht völlig verloren gehen darf. Jede Dichtung, die dauern soll, muß sub specie aeterni geschaffen sein; so schufen aber nicht bloß Shakespeare und Goethe, sondern auch noch Kleist, Hebbel und Otto Ludwig, und mit diesen den unterbrochnen Zusammenhang wieder herzustellen, dürfte vielleicht das nächste Ziel der nun über den Sturm und Drang hinausgekommenen deutschen Dichtung der Gegenwart sein.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Behörden und der Mittelstand. In einem Stück sind die Sozialdemokraten und ihre Gegner einig: daß nur die Vernichtung des Mittelstandes ihren Plänen zur Verwirklichung verhelfen könnte. Deswegen begrüßen sie jedes Anzeichen von dem Niedergange des Mittelstandes mit Freuden, während bei den einsichtigen und ehrlich patriotischen unter ihren Gegnern die Erhaltung und Kräftigung des Mittelstandes schon seit langem die Losung ist. Was thun nun die Behörden, was thut der Staat für diesen Zweck? Abgesehen von den Bemühungen um Neugründung kleinbäuerlicher Besitzungen im ostelbischen Preußen, die die höchste Anerkennung verdienen, deren Erfolg aber nur ein Tropfen auf einen heißen Stein ist — nichts. Vielleicht können die Behörden auch gar nichts dazu thun, viel-